



Die Jungfrau ist, wie viele herausragende Berge, von Geschichten, Mythen und Phantasmen umrankt. Mit dem 1912 abgeschlossenen Bau der Jungfraubahn wurde dieser Berg zum szenischen Erlebnis für die internationale Gesellschaft – und weckte ausserdem, wie die hier abgebildete Postkarte zeigt, seltsame Assoziationen und Phantasien. Im Rahmen dieses Essays interessiert uns insbesondere der folgende Ausschnitt aus einem 1928 erschienenen Artikel: »Unser schönster Berg, der die Schweiz weit und breit beherrscht, heisst *Jungfrau*. Die Jungfrau Maria ist die Schutzpatronin der Schweiz, und von dieser Jungfrau sagt TERTULLIAN: »Illa terra virgo nondum pluviis rigata...« [jene jungfräuliche, noch nicht vom Regen bewässerte Erde], und AUGUSTIN sagt »Veritas de terra orta est, quia Christus de virgine natus est« [die Wahrheit ist aus der Erde hervorgegangen, da Christus aus der Jungfrau geboren wurde]

– noch lebendige Erinnerung, dass die jungfräuliche Mutter die Erde ist. Seit alten Zeiten ist das der Schweiz zugehörige Zodion entweder das der Jungfrau oder des Stieres; beides sind sogenannte Erdzeichen, ein untrüglicher Hinweis darauf, dass schon den alten Astrologen der chthonische Charakter der Schweiz nicht entgangen war.«¹

Diese Worte finden sich im Zentrum eines Beitrags, den Carl Gustav Jung 1928 unter dem Titel »Die Bedeutung der schweizerischen Linie im Spektrum Europas« in der Neuen Schweizer Rundschau veröffentlicht hatte. Es handelt sich um eine Besprechung von Graf Hermann Keyserlings »Das Spektrum Europas«, ein Buch über die Charakterzüge der europäischen Nationen. Jungs Artikel geht jedoch weit über eine Besprechung hinaus und bildet eine Art psychologisch und mythologisch unterlegte Beschreibung einer statisch-wesenhaften Schweiz und ist damit paradigmatisch für die Verdrängung soziologischer Gesellschaftskonzepte durch eine eigentliche »Anti-Soziologie« in der Schweiz der Zwischenkriegszeit.

I

Nach einigen vielversprechenden Anfängen um 1900 kam die Entwicklung der Sozialwissenschaften, insbesondere der Soziologie, in der Schweiz weitgehend zum Stillstand. Die Gründe dieser Krise sind vielfältig.² So wurde etwa in den öffentlichen Auseinandersetzungen die Soziologie verdächtigt, die gesellschaftlichen Konflikte parteiisch zu interpretieren und der linken Opposition Material für ihren politischen Kampf zu liefern. An den Universitäten erwuchs den Sozialwissenschaften von Seiten der traditionellen Fächer Widerstand und verhinderte ihren weiteren Ausbau. Hinzu kam, dass der Soziologie in neuen wissenschaftlichen Disziplinen und pseudo-wissenschaftlichen Diskursen eine ernsthafte Konkurrenz erwuchs. In Zürich hatten beispielsweise die in der Klinik Burghölzli tätigen Psychiater August Forel und Eugen Bleuler sowohl akademisch wie

gesellschaftspolitisch einen grossen Einfluss, wenn es um das Beschreiben, Deuten und Erklären gesellschaftlicher Verhältnisse ging.³ In ihren Theorien verdichteten sich Rassismus, Eugenik und biologischer Determinismus zu einem Konzept mit gesellschaftserklärendem und zeitdiagnostischem Anspruch, das etwa auch vom Psychiater Ernst Rüdin, dem Anthropologen Otto Schlaginhaufen oder dem Nationalökonom Alfred Ploetz vertreten wurde. Zu diesem bereits konfusen Gemisch aus psychologischen, genetischen und anthropologischen Konzepten kamen Interpretationen der Massengesellschaft, wie sie Gustave Le Bon in »L'opinion et la foule« (1901) oder Gabriel Tarde in »La psychologie des foules« (1895) vortrugen. Aus diesem Amalgam entstanden neue, das 20. Jahrhundert in fataler Weise prägende »Sozialwissenschaften« oder »Sozialpsychologien«, denen nach dem Ersten Weltkrieg in verschiedenen universitären Fächern ein fester Platz eingeräumt wurde.⁴ Deren fragwürdige Vorstellung von Gesellschaft kam auch in Diskursen über die sogenannte »nationale Identität« seit dem Ende des 19. Jahrhunderts vermehrt zum Zuge und prägte die um 1900 aufkommende Volkskunde, die meist in klarer Absetzung von der Soziologie nicht die moderne Klassengesellschaft, sondern das rustikale und »unverdorbene« Volk ins Zentrum der Forschung stellte. Für die Popularisierung solcher Ideen sorgte etwa der 1905 gegründete »Heimatschutz«, der sich rasch zu einer einflussreichen Sammelbewegung für die Verteidigung – oder gelegentlich auch zur Erfindung – bürgerlicher und bäuerlicher Traditionen entwickelte.⁵ Als im Ersten Weltkrieg, unter dem Einfluss eines virulenten Nationalismus und angesichts der politischen Radikalisierung der sozialdemokratischen Partei, die liberalen Sozialwissenschaften noch mehr an Boden verloren, gewannen solche Konzepte, die die Gesellschaft als organisch-völkisches, in einer nationalen »Identität« eingebettetes Wesen darstellten, weiter an Aufmerksamkeit und Anerkennung.

An der Entstehung dieses zweifelhaften Geflechts von literarischen, völkerpsychologischen, rassenanthropologischen und psychiatrischen Gesellschaftsdeutungen wirkte auch Carl Gustav Jung eifrig mit, der zu dieser Zeit seine akademische Karriere begann. 1905 zum Oberarzt an der psychiatrischen Klinik ernannt, hielt er im gleichen Jahr als Privatdozent an der Universität seine Vorlesungen über Psychopathologie und über die »Psychologie der Primitiven«. Und Jung wirkte nicht nur im Elfenbeinturm der Universität oder der Abgeschlossenheit des Burghölzli, sondern hielt, ähnlich wie Forel und Bleuler, öffentliche Vorträge in der Stadt, wobei ihm sogar der Saal des Rathauses zur Verfügung stand.⁶

II

Obwohl der Landesgeneralstreik von 1918 mit aller Deutlichkeit das Ausmass der sozialen Probleme ins Licht gerückt hatte, und trotz der durch den Weltkrieg bewirkten Umwälzung der gesellschaftlichen Strukturen, vermochten die rationalen Sozialwissenschaften in den 1920er Jahren ihre Stellung kaum zu verbessern. Auch neue Institutionen wie das 1927 in Genf gegründete *Institut Universitaire des Hautes Etudes Internationales* oder die Berufung neuer Lehrkräfte trugen nur wenig zur Belebung dieses Wissenschaftszweiges bei. Bezeichnend für die Schwierigkeiten, mit denen die Sozialwissenschaften in der Zwischenkriegszeit zu kämpfen hatten, war die Knebelung des *Institut des sciences de l'éducation* der Universität Genf. Dieses aus dem *Institut J.-J. Rousseau* hervorgegangene Institut war der politischen Rechten seines sozialen Engagements wegen ein Dorn im Auge. Die wiederholten öffentlichen Angriffe führten schliesslich in den 1930er Jahren zu einer Reorganisation des Instituts, wobei dem vermeintlich linken Engagement der Boden entzogen wurde.⁷ Ein ähnlicher Rückschritt war auch in Bern zu verzeichnen, wo nach dem Tode von Naum Reichesberg im Jahre 1928 dessen volkwirtschaftlicher Lehrstuhl in

Betriebswirtschaft und Statistik aufgespalten wurde. Damit brach man mit einer sehr fruchtbaren sozialwissenschaftlichen Forschung, die vor dem Kriege zur Veröffentlichung des monumentalen Handwörterbuches der schweizerischen Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung (3 Bände, 1901–11, insgesamt 3977 Seiten) geführt hatte. Und in Genf scheiterte 1922 Guillaume Léonce Duprat mit seinem Projekt eines *Institut des Hautes Etudes sociales, économiques et politiques*.⁸ Ebenso wenig erfolgreich waren die Vorstösse von Abroteles Eleutheropoulos in Zürich zugunsten eines Ausbaus der Soziologie. Diese Defizite wurden durch die Vorlesungen von Robert Michels, der in Basel von 1914 bis 1928 »Nationalökonomie mit besonderer Berücksichtigung der Soziologie« lehrte, kaum aufgewogen.

Erwähnenswert ist hingegen in diesem Zusammenhang, dass Michels 1912 am 1. Internationalen Kongress der Eugenik in London mit seinem Vortrag »Eugenik in Parteiorganisationen« seiner Elitetheorie einen sehr fragwürdigen, aber durchaus zeittypischen Aspekt beigefügt hatte.⁹ Bekanntlich sollte Michels, nicht zuletzt unter dem Einfluss der Massenpsychologie der Schule von Gustav Le Bon, nur wenig später ins faschistische Lager überschwenken. Einen ähnlichen Weg ging der in Lausanne neben Wirtschaftswissenschaft auch Soziologie lehrende Pasquale Boninsegni, der sich der Politik Mussolinis zur Verfügung stellte. Auf seine Initiative ging zurück, dass Mussolini 1937 von der Universität Lausanne der Ehrendoktor für seine, wie es in der Urkunde heisst, »conception sociologique originale« verliehen wurde.¹⁰

Weit weniger willkommen waren progressive oder gar am Marxismus orientierte Sozialwissenschaften. Dies zeigte sich anlässlich der durch die Machtübernahme Hitlers erzwungenen Übersiedlung des 1923 gegründeten *Frankfurter Instituts für Sozialforschung* aus Frankfurt nach Genf.¹¹ Am 30. Januar 1933, dem Tag der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler, hatte

die SA die Wohnungen von Max Horkheimer und Friedrich Pollock, den beiden wichtigsten Mitarbeitern des Instituts, besetzt, und am 13. März 1933 wurde das Institut polizeilich geschlossen. Horkheimer hatte zuvor schon eine Antenne in Genf vorbereitet und setzte sich unverzüglich in die Rhönestadt ab. Pollock und Löwenthal folgten ihm, während Erich Fromm sich zur Kur in Davos aufhielt. Doch die Schweizer Behörden machten den Flüchtlingen erhebliche Schwierigkeiten, und nur Horkheimer erhielt eine Aufenthaltsgenehmigung. Unerfreulich gestalteten sich auch die Reaktionen in der akademischen Welt. Es kam weder zu einer Zusammenarbeit mit dem *Institut Universitaire des Hautes Études Internationales* noch zu andern ernsthaften Kontakten mit der Universität. Zwar konsultierten die Forscher der Frankfurter Schule das Archiv des dem Völkerbund angegliederten *Bureau International du Travail*, doch entstanden daraus keine weiterreichenden Verbindungen. Dabei hätten insbesondere die sich mit der Schweiz beschäftigenden Kollegen allen Grund zu einer Zusammenarbeit mit den Frankfurtern gehabt, wurden doch für eine Enquete über Autorität und Familie unter der Leitung von Käthe Leichter – sie wurde 1938 von der Gestapo verhaftet und kam 1942 auf dem Transport ins Konzentrationslager um – rund Tausend junge Schweizer befragt. Sehr rasch schätzte Horkheimer die Lage in Genf als wenig zukunftsträchtig ein und verlegte im September 1934 das Institut nach New York.

Während sich die Sozialwissenschaften, und insbesondere die Soziologie, in der Zwischenkriegszeit kaum weiter zu entwickeln vermochten, produzierten Literatur und Volkskunde Bilder, die in der Öffentlichkeit wie gesellschaftliche Repräsentationen oder gar wie realistische Sozialanalysen aufgenommen wurden. Dies war beispielsweise der Fall bei Romanen wie »Ein Rufer in der Wüste« (1921) von Jakob Bosshart – von der NZZ als Feuilleton publiziert – oder dem »Schweizerspiegel« (1938) von Meinrad Inglin. Beide Werke vermittelten in Bezug auf die

Zeitgeschichte pseudosoziologisch gefärbte Darstellungen bäuerlich-bürgerlicher Gesellschaft in Begriffen von Volk und Heimat. Diese Literatur wurde von Staat, Politik und selbst vom Schweizerischen Schriftstellerverband gefördert. Der Präsident und der Sekretär des Verbandes, Felix Moeschlin und Karl Naef, wachten darüber, dass die schweizerische Literatur nicht von »volksfremden« Elementen zersetzt werde.¹² In diesem Klima gediehen mythisch verklärte und weltanschaulich eingefärbte Bilder der Schweiz, wie sie etwa in Max Eduard Liehburgs »Das neue Weltbild« (1932) und »Hüter der Mitte« (1934) zu finden sind. Liehburg hatte den politischen und ästhetischen Stil der neuen extremen Rechten der 1930er Jahre aufgenommen und mit Erfolg in die breite Öffentlichkeit getragen.¹³ Im Zentrum seiner weihevollen Schriften stand die Einkehr in die mythisch zelebrierte Alpenwelt, wo die Berge den Geist und das Blut der vergangenen Geschlechter bewahrten. Die Bergwelt wird dem Volkswesen gleichgesetzt und damit die Gesellschaft, verstanden als System sozialer Interaktionen, ausgeblendet.

Angesichts des Interesses der Literaten für Alpenmythos und urtümliche Volksgemeinschaft verwundert es kaum, dass zwei grosse literaturwissenschaftliche Werke der Zwischenkriegszeit, Josef Nadler's »Literaturgeschichte der deutschen Schweiz« (1932) und Emil Ermatinger's »Dichtung und Geistesleben in der deutschen Schweiz« (1933), zahlreiche Äusserungen enthielten, die oft weniger der Literatur an sich als den so genannten Wesenszügen der schweizerischen Gesellschaft galten.¹⁴ Ermatinger flocht beispielsweise in seine Betrachtungen über Dichtung und Geistesleben zahlreiche kritische Bemerkungen über den Kapitalismus, den Liberalismus und den Materialismus ein und postulierte das Gefühl des Volkes als eine übergeordnete Instanz für die Erhaltung gesellschaftlicher Werte. Und Robert Faesi, Zürcher Literaturprofessor und Autor der 1938 verfilmten Novelle »Füsilier Wipf«, hatte schon

1912 in ähnlicher Weise die enge Verbindung von nationaler Kultur und mythischer Volksseele hervorgehoben und dem Volkscharakter gleichgesetzt: »Die Heimatkunst ist gleichsam der konservative Block und die kompakte Mehrheit in der Volksvertretung unseres Schrifttums. Ihr Charakter wird – um das parlamentarische Bild weiterzuführen – am deutlichsten auf ihrem rechten Flügel, der fast reaktionären Bürger- und Bauernpartei, deren Programm Dialektdichtung heisst.«¹⁵ Einige Jahre später wurde Faesi, der diesem Gedankengut sehr nahestand, noch deutlicher: »Mit dem Schlagwort von ›Blut und Boden‹ braucht bei uns nicht geworben zu werden; solche Mächte sind uns die tatsächlichen und selbstverständlichen Grundlagen der Kultur, und der Asphalt ist trotz der Vergrösserung der Städte noch keine schwere Gefahr für sie.«¹⁶ Eine ähnliche, wenn auch schöngeistig verklärte Attitude entwickelte der 1943 an der Universität Zürich zum Literaturprofessor ernannte Emil Staiger.

Die literarischen Betrachtungen über die schweizerische Gesellschaft führen uns schliesslich zu einem Autor, der 1929 mit seinem Werk »La démocratie et la Suisse« für viel Aufregung gesorgt hatte: Gonzague de Reynold, ein der extremen Rechten verbundener Freiburger Aristokrat, dessen Beschreibungen der Schweizer Gesellschaft den katholisch-konservativen Bundesräten Motta, Musy und Etter als Leitbilder dienten.¹⁷ Neben seinen literarischen und historischen Studien hatte de Reynold schon seit der Vorkriegszeit immer wieder kritische Betrachtungen zu Gesellschaft und Politik geliefert, die nicht selten in der Öffentlichkeit zu heftigen Debatten führten. Den Inhalt von »La démocratie et la Suisse« bezeichnete Bundesarchivar Alfred Rufer in der freisinnigen »Politischen Rundschau« als »klerikal-fascistische Philosophie der Schweizergeschichte«,¹⁸ was allerdings viele Leser nicht darin hinderte, in dieser Streitschrift eine beachtenswerte gesellschaftspolitische Analyse zu sehen. Es war in der Tat leicht möglich, die

von de Reynold aus der Schweizergeschichte abgeleiteten nationalen Charakterzüge als soziologisch-politische Konstanten von Volk und Staat zu verstehen. Diese werden im letzten Teil des Buches mit aktuellen Statistiken und sozialen Fakten zu einer kritischen Gesellschaftsschau mit apokalyptischem Einschlag vermengt. Obwohl de Reynold für die Zukunft einen autoritären Führerstaat empfiehlt, stellt er, entsprechend der politischen Rhetorik der Zwischenkriegszeit, das Volk als letztinstanzliche Referenz in den Vordergrund, wobei er die Toten, also die vergangenen Generationen, ausdrücklich mit einbezieht.¹⁹

III

Dass solche Betrachtungen zum »Wesen« des Volkes in den 1920er und 1930er Jahren äusserst beliebt waren, zeigt nicht zuletzt der Erfolg von Keyserlings »Das Spektrum Europas« (1928). Dieser Essay über nationale Wesenszüge und Mentalitäten der europäischen Länder und Völker enthält einen bitterbösen Abschnitt über die Schweiz. Wohl erweist Keyserling dem alten Schweizertum der Bauern, Sennen und Bergführer seine Referenz, um indes umso schärfer die entfremdete und urbanisierte moderne Schweiz zu kritisieren. »Karikatur des Deutschtums«, »Prototyp eines Kleinbürgervolks«, »Hochmut«, »Grobheit«, »Verschlagenheit«, »Gesinnungslosigkeit« sind die Qualitäten, die Keyserling den Schweizern – der weibliche Teil der Bevölkerung wird ausgeblendet – zuschreibt. Zwischen »Neutralität und Schiebertum«, fügt Keyserling hinzu, fehle »jede feste Grenze«, und »der Fluch der Demokratie« führe zu »Feigheit gegenüber der öffentlichen Meinung«. Demgegenüber kann »das gute Schweizertum« nur »unentrinnbar schollengebunden« sein, und der Typus des guten Schweizers, erklärt Keyserling am Schluss, vertrete »heute am besten Carl Gustav Jung«, ein »rauhes Mann, ein Bär, ein Produkt von Ur-

gestein und zähem Bauerntum«, aber »zugleich auf seine besondere Weise vornehm«.²⁰

Hermann Graf von Keyserling, aus altem deutsch-baltischen Geschlecht, war ein erfolgreicher Schriftsteller und eine vielbeachtete Persönlichkeit der 1920er Jahre. Er entwickelte eine mit Psychologie angereicherte Kulturanalyse, die davon ausging, dass der Mensch triebhaft einer irrationalen Unterwelt verfallen sei. Mit diesem Konzept stellte er sich in die Nähe von Carl Gustav Jung, mit dem er seit 1923 einen regen Briefwechsel pflegte. Er hatte ihn auch nach Darmstadt an seine *Schule der Weisheit* eingeladen, wo Jung 1927 einen Vortrag über »Die Erdbedingtheit der Psyche« hielt, ein Thema, das er anlässlich einer Besprechung von Keyserlings »Spektrum Europas« weiter entwickelte. Jung wies Keyserlings abschätzige Bemerkungen über die Schweizer nicht wie die Mehrheit der Kritiker mit Empörung von sich, sondern übernahm sie als Grundlage einer eigenen Theorie über den Schweizer Volkscharakter. So entstand das reichlich abstruse Konzept der »chthonischen Schweiz«, das Jung 1928 in der »Neuen Schweizer Rundschau« erläuterte. Jung erklärt einleitend, Keyserlings Versuch, »Europa aus der Vogelschau zu begreifen«, sei sehr verdienstvoll, weil er zeige, »dass der geistige Mensch dem nur-rationalen Gesichtspunkt notwendigerweise entwachsen« müsse. Keyserlings »Kritik am sichtbaren schweizerischen Nationalcharakter« sei, »so hart und absprechend sie auch wirkt, unbedingt wahr«.²¹ Im Zentrum des Artikels findet sich dann der eingangs zitierte Abschnitt über die Jungfrau und den chthonischen Charakter der Schweiz, der mit folgenden Worten schliesst: »Aus der Erdgebundenheit des Schweizers gehen sozusagen alle seine guten und schlechten Eigenschaften hervor: die Bodenständigkeit, die Beschränktheit, die Ungeistigkeit, der Sparsinn, die Gedicgenheit, der Eigensinn, die Ablehnung des Fremden, das Misstrauen, das ärgerliche Schwizerdütsch und die Unbekümmertheit oder Neutralität – politisch ausgedrückt.«²²

Diese Interpretation der Schweiz gehört zu Jungs Ideen über die Psychologie der Nationen, die ihn in diesen Jahren stark beschäftigten.²³ »Der Nationalcharakter«, meinte Jung, »ist dem Menschen als ein ungewähltes Schicksal auferlegt, wie ein schöner oder hässlicher Körper. Nicht der Wille des Einzelnen gestaltet das Werden und Vergehen der Nationen, sondern es sind überpersönliche Faktoren, der Geist und die Erde, welche, auf unverständlichen Wegen und aus dunkeln Hintergründen, Völker formen.«²⁴ Offenbar fühlten sich auch andere Intellektuelle und Schriftsteller, wie beispielsweise Meinrad Inglin, von diesen Gedanken angesprochen, denn dieser reagierte auf Jung's Artikel über Keyserling mit der Übersendung seines Buches »Lob der Heimat« (Privatdruck, Zürich-Horgen 1928), worauf ihm Jung antwortete: »Sie sprechen um das grosse Geheimnis der schweizerischen Seen und Berge herum, in dem ich auch zeitweise seelig ertrinke.«²⁵

Jung nahm Keyserling aus der Schusslinie der schweizerischen Kritik, weil er dessen Schriften schätzte und ihn insbesondere als »Sprachrohr des kollektiven Geistes« verstand, »der mit der Stimme vieler spricht und so der Stimmung einer grossen Zeitwende Ausdruck verleiht.«²⁶ Keyserlings »mediumistische Begabung« raffe »die lose flatternden Gedankenfragmente einer ganzen Epoche zusammen« und verdichte, »was die symptomatische Aussage des kollektiven Geistes in tausend Zungen ist, in eine Anrede an die Zeitgenossen.«²⁷ Die Sprachrohr-Metapher hatte Jung schon 1929 in einem Brief an Albert Oeri, seinen Verbindungsbruder und einflussreichen Redaktor der »Basler Nachrichten«, in einer etwas andern Form verwendet: »Deine Idee, dass es gelegentlich Individuen gibt, die wie »Akkumulatoren« oder eher Kondensatoren die Erwartungen des Volkes auf sich niederschlagen und verkörpern und somit erfüllen, findet meinen vollen Beifall.«²⁸ 1939 sollte er erneut auf diesen Topos zurückgreifen, indem er nun in Hitler den »Lautsprecher« sah, »der das unhörbare Raunen der deutschen Seele

verstärkt, bis es vom unbewussten Ohr der Deutschen gehört werden kann.«²⁹ Einer seiner Aufsätze, 1936 in der angesehenen »Neuen Schweizer Rundschau« veröffentlicht, trägt den Titel »Wotan«. Mit ihm, dem »alten Sturm- und Rauschgott«, der »wie ein erstorbener Vulkan« zu neuer Tätigkeit erwacht sei, erklärte Jung die Ursprünge des Nationalsozialismus und gestand den Deutschen angesichts dieses Urphänomens »Gottesgriffenheit« zu.³⁰

Es geht hier nicht um die Frage, wie weit sich Jung in den 1930er Jahren wohlwollend dem Nationalsozialismus genähert hatte,³¹ sondern um seinen in diesen Jahren in den Aufsätzen zum Zeitgeschehen vertretenen »soziologischen« Ansatz. Jung vertrat prononcierte Vorstellungen nicht nur über den aktuellen Zustand, sondern auch über die weitere Entwicklung der Gesellschaft. So stellte er etwa fest, dass der neu aufflammende Nationalismus die Zivilisation bedrohe oder zumindest für Jahrzehnte den Fortschritt behindern werde. Dies beängstigte ihn jedoch nicht, wie er in einem Brief an Albert Oppenheimer 1933 ausführte: »Das ist insofern begrüßenswert, als unser Fortschritt viel zu schnell war für den wirklichen Menschen; darum sind wir einseitig intellektualistisch und rationalistisch geworden und haben ganz vergessen, dass es noch andere Faktoren gibt, welche sich durch die Geradlinigkeit der Vernunft und des Verstandes nicht beeinflussen lassen. Daher sehen wir allerorts das Aufflammen einer mythischen Emotionalität, welche man seit dem Mittelalter als verschollen erklärt hatte.« Jung glaubte, »dass die anhaltende Entzweiung und Zerrüttung« sich zu einem Ausgleich finden und Grundlage für einen erfreulichen Wiederaufbau bilden werde. »Für unsere Generation«, stellt er jedoch einschränkend fest, »sehe ich keinen besondern sozialen oder politischen Gewinn, aber einen um so grösseren geistigen voraus. Letzterer allerdings ist nicht identisch mit dem, was man bisher zivilisatorischen Fortschritt genannt hat.«³²

Wenden wir uns Jungs Kritik der grossen und erfolgreichen Picasso-Ausstellung in Zürich vom Jahre 1932 zu.³³ Dabei ging es ihm vordringlich darum, die moderne Kunst als Zeichen bedenklich gestörter gesellschaftlicher Zustände zu denunzieren. »Auf Grund meiner Erfahrung kann ich dem Leser versichern«, schrieb Jung, »dass Picassos seelische Problematik, soweit sie sich in seiner Kunst ausdrückt, der meiner Patienten durchaus analog ist«. Und etwas weiter hinten sprach er von der »Persönlichkeit in Picasso, welche das Unterweltsschicksal erleidet, jenen Menschen, der nicht in die Tagwelt, sondern schicksalhaft ins Dunkle sich wendet, nicht dem Ideal des anerkannt Schönen und Guten folgend, sondern der dämonischen Anziehungskraft des Hässlichen und Bösen, das im modernen Menschen antichristlich und luziferisch emporschwillt und Weltuntergangsstimmung erzeugt, eben diese helle Tagwelt mit Hadesnebeln umschleiert, mit tödlicher Zersetzung ansteckt und schliesslich wie ein Erdbebengebiet in Fragmente, Bruchlinien, Überbleibsel, Schutt, Fetzen und anorganische Einheiten auflöst.«³⁴ Eine ähnlich als Kunstkritik getarnte, verschleierte Gesellschaftskritik entwickelte Jung auch in einem Kommentar zu James Joyce's »Ulysses«.³⁵

Gut eine Woche nach Erscheinen der Picasso-Kritik, am 25. November 1932, erhielt Jung den Literaturpreis der Stadt Zürich. In der für die Auswahl der Kandidaten verantwortlichen Literaturkommission sass auch, neben Karl Naef, Sekretär des Schweizerischen Schriftstellervereins, Robert Faesi, der sich immer mehr als Sprecher der rechtskonservativen Kräfte profilierte. Jungs öffentliche Tätigkeit erweiterte sich in diesen Jahren in entscheidendem Masse. 1933 begann er an der Eidgenössischen Technischen Hochschule ETH in Zürich eine Vorlesung über »moderne Psychologie«, und die Ernennung zum Titularprofessor an der ETH gab ihm 1935 einen festen Platz in der akademischen Welt. Bezüglich dieser Ernennung gilt es zu beachten, dass seit 1934 Bundesrat Philipp Etter die Oberaufsicht

über die ETH hatte. Unter enger Mitarbeit von Gonzague de Reynold erarbeitete dieser damals ein neues kulturpolitisches Konzept, in dem ein kruder, von Max Eduard Liehburg inspirierter Alpen- und Gotthardmythos eine wichtige Rolle spielte.³⁶ Etter selber griff in seiner Botschaft über die »Schweizerische Kulturwahrung und Kulturwerbung« von 1938 zur gängigen, an Jung und Liehburg erinnernden Formel: »Das schweizerische Wesen ist schollenverbunden und bodenverwurzelt.«³⁷ Gewiss, der Bauern- und Alpenmythos hatte schon im 19. Jahrhundert die helvetische Vorstellungswelt erobert,³⁸ aber durch eine bundesrätliche Botschaft, flankiert vom »wissenschaftlichen« Konzept der »chthonischen Schweiz«, entstand nun ein geradezu amtlich abgesegnetes, archaisches Interpretationsmodell der schweizerischen Gesellschaft.

IV

»Im Zeichen der Antisoziologen« überschreibt Markus Zürcher in seiner Geschichte der Soziologie in der Schweiz das Kapitel, in dem die Entwicklung der Zwischenkriegszeit analysiert wird.³⁹ Während dieser Zeit wurden die liberalen Sozialwissenschaften an den Rand gedrängt und mit Misstrauen betrachtet, ein Prozess, der auf dem Hintergrund der allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklung gesehen werden muss. Diese war geprägt vom Kulturverständnis einer bürgerlichen Rechten, in dem sich der traditionelle Konservatismus mit den neuen, vom Faschismus und Nationalsozialismus inspirierten Erneuerungsbewegungen und den »Fronten« verband, aber auch mit dem korporatistischen Gedankengut eines Jakob Lorenz, Professor für Volkswirtschaft und Soziologie an der Universität Freiburg, oder des Jung-Bewunderers und Gründers des Betriebswirtschaftlichen Instituts der ETH, Eugen Böhler, die beide äusserst empfänglich waren für mythische und nationalistische Volks- und Geschichtskonzepte.⁴⁰

Die literarischen, psychologischen, biologischen, volks-

kundlichen und historisch verklärten Darstellungen der schweizerischen Gesellschaft fanden besonders in populärwissenschaftlichen Publikationen Anklang. In der Zwischenkriegszeit enthielten Zeitschriften wie die »Schweizerischen Monatshefte für Politik und Kultur«, die von der freisinnigen Partei herausgegebene »Politische Rundschau«, die von Max Rychner geleitete »Neue Schweizer Rundschau«, die von Jakob Lorenz geschaffene Wochenzeitung »Das Aufgebot« und die katholische »Nova et Vetera« – um nur die wichtigsten Titel aus der populärwissenschaftlichen Magazinliteratur zu nennen – viele wissenschaftlich verbrämte Artikel über die Gesellschaft und das sogenannte Wesen des Volkes. Ebenso umfangreich war die Produktion populärwissenschaftlicher Broschüren und politischer Traktate über die Lage der Schweiz und der Gesellschaft. Angesichts der grossen Umwälzungen im benachbarten Ausland kam es zu einer eigentlichen Welle von nationalen Selbstbesinnungen, bei denen meist auch Charakter und Qualität des Volkes thematisiert wurden.

Die in der Zwischenkriegszeit dominierenden Kommentare über den Volkscharakter und die Grundlagen der nationalen Werte setzten sich in starkem Masse im vorherrschenden Gesellschaftsverständnis fest. In diesen Konzepten werden die sozialen Klassen und Klassenkonflikte, die ökonomischen Gruppeninteressen oder die von Machtverhältnissen bestimmten Sozialstrukturen ausgeblendet oder zumindest verschleiert. In dieser »Antisozilogie« dominierten stattdessen genetische, biologische, psychologische und mythologische Erklärungen, die sich zwar nicht zu einem geschlossenen Wissenschaftskonzept verdichteten, die aber in starkem Masse den Rahmen definierten, innerhalb dessen sich Analysen der Gesellschaft zu bewegen hatten. Mit der Geistigen Landesverteidigung erhielt zudem eine kulturelle, am Blut-und-Boden-Mythos orientierte Vision Oberhand, die jede moderne soziologische Sichtweise ausschloss. Archetypischer Volkscharakter, Alpenmythos, Ras-

senhygiene und Eugenik bildeten in den 1930er und 1940er Jahren ein konfuses Gemisch, das sich nicht nur als zentraler Konsens im politischen und sozialen Diskurs festsetzte, sondern auch einen breiten Schatten auf die Wissenschaften warf. So wurden die liberalen Sozialwissenschaften in der Schweiz in ein geistiges Reduit gezwängt, das deren Entwicklung entscheidend behinderte und nach dem Zweiten Weltkrieg zu einem erheblichen Rückstand gegenüber dem internationalen Stand der Sozialwissenschaften führte.

1 Carl Gustav Jung, »Die Bedeutung der schweizerischen Linie im Spektrum Europas«, aus: Neue Schweizer Rundschau, 1928, in: Gesammelte Schriften Bd. 10, Olten 1974, S. 519–530, S. 525.

2 Markus Zürcher, Unterbrochene Tradition. Die Anfänge der Soziologie in der Schweiz, Zürich 1995, S. 125–154.

3 Auguste Forel, Malthusianismus oder Eugenik?, München 1911; Urs Germann, »Alkoholfrage« und Eugenik. Auguste Forel und der eugenische Diskurs in der Schweiz«, *Traverse* 1997 (1), S. 144–154; Regina Wecker, »Eugenik – individueller Ausschluss und nationaler Konsens«, in: Sébastien Guex et al. (Hg.), *Krisen und Stabilisierung. Die Schweiz in der Zwischenkriegszeit*, Zürich 1998, S. 165–179; Mirjam Bugmann und Philipp Sarasin, »Forel mit Foucault. Rassismus als ›Zäsur‹ im Diskurs von August Forel«, in: *Studien und Quellen* 29, Veröffentlichungen des Schweizerischen Bundesarchivs, Bern 2003, S. 43–69; Thomas Huonker, *Anstaltseinweisungen, Kindswegnahmen, Eheverbote, Sterilisationen, Kastrationen. Fürsorge, Zwangsmassnahmen, ›Eugenik‹ und Psychiatrie in Zürich zwischen 1890 und 1970*, Zürich 2002; Willi Wottreng, *Hirnriss. Wie die Irrenärzte August Forel und Eugen Bleuler das Menschengeschlecht retten wollten*, Zürich 1999 (Teil 1: »Hölzliburg«, S. 16–128).

4 Matthias M. Weber, »Ernst Rüdin. Ein deutsch-schweizerischer Psychiater und Humangenetiker zwischen Wissenschaft und Ideologie«, in: Aram Mattioli (Hg.), *Intellektuelle von rechts. Ideologie und Politik in der Schweiz 1918–1939*, Zürich 1995, S. 91–112; Christoph Keller, *Der Schädelvermesser Otto Schlaginhaufen – Anthropologe und Rassenhygieniker. Eine biographische Reportage*, Zürich 1995; Marco Schütz, *Rassenideologie in der Sozialwissenschaft*, Bern u.a. 1994; Stefan Kühl, *Die Internationale der Rassisten. Aufstieg und Niedergang der internationalen Bewegung für Eugenik und Rassenhygiene im 20. Jahrhundert*, Frankfurt/NewYork 1997.

5 Diana Le Dinh, *Le Heimatschutz, une ligue pour la beauté*, Lausanne 1992 (*Histoire et société contemporaines* 12).

6 Gerhard Wehr, Carl Gustav Jung. *Leben, Werk, Wirkung*, München 1985;

Carl Gustav Jung, *Erinnerungen, Träume, Gedanken*, hg. von Aniela Jaffé, Zürich 1962, S. 124 u. 131.

7 Fernando Vidal, »L'Institut Rousseau au temps des passions«, in: *Éducatrices et recherches* 10, 1988, S. 60–81.

8 Philippe Gottraux, Pierre-Antoine Schorderet et Bernard Voutat, *La science politique suisse à l'épreuve de son histoire*, Lausanne 2000, S. 106–111.

9 Olivier Bosc, »Eugénisme et socialisme en Italie autour de 1900: Robert Michels et l'éducation sentimentale des masses«, in: *Mil neuf cent*, 18, 2000, S. 81–108.

10 Livre Blanc de l'Université de Lausanne sur le doctorat *honoris causa* de Benito Mussolini, Lausanne 1987, S. 73.

11 Rolf Wiggershaus, *Die Frankfurter Schule. Geschichte, Theoretische Entwicklung, Politische Bedeutung*, München 2001, S. 127–153.

12 Gustav Huonker, *Literaturszene Zürich. Menschen, Geschichte und Bilder 1914 bis 1945*, Zürich 1987, S. 130–132.

13 Christoph Siegrist, »Gefängnismauern oder Hort der Bewahrung? Jakob Bühners und Max Eduard Liebburgs Alpenkonzept in ihren Tell-Dramen«, in: Guy P. Marchal u. Aram Mattioli (Hg.), *Erfundene Schweiz. Konstruktionen einer nationalen Identität*, Zürich 1992, S. 327–339; zur Rezeption von Liebburgs Schriften siehe Oskar Beer, »Liberalismus und eidgenössische Idee«, in: *Politische Rundschau*, 14, 1935, S. 203–211, bes. 205–207.

14 Julian Schütt, *Germanistik und Politik. Schweizer Literaturwissenschaft in der Zeit des Nationalsozialismus*, Zürich 1996, S. 103–109; Ursula Amrein, »Der Mythos von der unberührten Schweiz. Genese und Fixierung im literarischen Diskurs der geistigen Landesverteidigung«, in: *Neue Zürcher Zeitung*, 217, 19./20. September 1998.

15 Robert Faesi, »Das neuste Vierteljahrhundert der deutschschweizerischen Dichtung«, in: *Die Schweiz* 25, 1912, S. 31.

16 Robert Faesi, »Lernen und Wissen – Denken und Dichten. Das geistige Leben der Schweiz«, in: *Die Schweiz im Spiegel der Landesausstellung*, hg. von der Schweizerischen Landesausstellung, Bd. II, Zürich 1940, S. 420.

17 Aram Mattioli, *Zwischen Demokratie und totalitärer Diktatur. Gonzague de Reynold und die Tradition der autoritären Rechten in der Schweiz*, Zürich 1994.

18 Alfred Rufer, »Eine klerikal-fascistische Philosophie der Schweizergeschichte«, in: *Politische Rundschau*, 8, 1929, S. 193–205 u. 225–235.

19 Gonzague de Reynold, *La démocratie et la Suisse. Essai d'une philosophie de notre histoire nationale*, 3. Auflage, Biel 1934, S. 349–352.

20 Graf Hermann Keyserling, *Das Spektrum Europas*, 4. Aufl., Berlin/Leipzig 1928, S. 283–318.

21 Jung, *Spektrum Europas*, wie Anm. 1, S. 520 u. 522; siehe auch Urs Aeschbacher, »CH wie »chthonisch«. Zur Blut- und Bodenrhetorik bei C.G. Jung«, in: *Kultur Magazin*, 108, Dezember 1994/Januar 1995, S. 26–27.

22 Jung, *Spektrum Europas*, wie Anm. 1, S. 525.

23 Andrew Samuels, »Psychologie nationale, national-socialisme et psycholo-

gie analytique: réflexions sur Jung et l'antisémitisme«, in: Revue internationale d'histoire de la psychanalyse, 5, Paris 1992, S. 183–221.

24 Jung, Spektrum Europas, wie Anm. 1, S. 525.

25 Carl Gustav Jung, Briefe, hg. von Aniela Jaffé, Bd. 1, Olten 1972, S. 75.

26 Carl Gustav Jung, »Der Aufgang einer neuen Welt«, in: Neue Zürcher Zeitung 2378, 7. Dezember 1930 (Gesammelte Werke Bd. 10, S. 539–545, Zit. S. 535–536).

27 Carl Gustav Jung, »La révolution mondiale et la responsabilité de l'esprit«, in: Gesammelte Werke, Bd. 10, Olten 1976, S. 545.

28 Carl Gustav Jung an Dr. Albert Oeri, 4. Januar 1929, in: Jung, Briefe, wie Anm. 25, S. 83–84.

29 Zit. in Heinz Gess, »C.G. Jung und die faschistische ›Weltanschauung‹«, in: Widerspruch 32, 1996, S. 78.

30 Carl Gustav Jung, »Wotan«, in: Neue Schweizer Rundschau, 1936 (Gesammelte Werke Bd. 10, S. 203–218, S. 210); Arnold Künzli, Gotteskrise. Fragen zu Hiob, Lob des Agnostizismus, Reinbek bei Hamburg, 1998, S. 119–127.

31 Siehe dazu: Urs Aeschbacher, »C.G. Jung, das ›Dritte Reich‹ und die Gewalt der Seele«, in: Mattioli, Intellektuelle, wie Anm. 4, S. 73–89; Heinz Gess, Vom Faschismus zum Neuen Denken. C.G. Jungs Theorie im Wandel der Zeit, Lüneburg 1994; Élisabeth Roudinesco, »Carl Gustav Jung: de l'archétype au nazisme. Dérives d'une psychologie de la différence«, in: L'infini 63, automne 1998, S. 73–94.

32 Carl Gustav Jung an Albert Oppenheimer, 10. Oktober 1933, in: Briefe, wie Anm. 25, S. 170–171.

33 Carl Gustav Jung, »Picasso«, in: Neue Zürcher Zeitung 2197, 13. November 1932 (auch in: Carl Gustav Jung, Wirklichkeit der Seele, Zürich 1934, S. 170–179); Reinhold Hohl, »C.G. Jung on Picasso (and Joyce)«, in: Source III (1), 1983, S. 10–18.

34 Jung, Picasso, wie Anm. 33, S. 171 u. 175–76.

35 Carl Gustav Jung, »Ulysses«, in: Jung, Wirklichkeit, wie Anm. 33, S. 132–169.

36 Philipp Etter, Geistige Landesverteidigung, Immensee 1937, S. 5.

37 Botschaft des Bundesrates an die Bundesversammlung über die Organisation und die Aufgaben der schweizerischen Kulturwahrung und Kulturwerbung (vom 9. Dezember 1938), in: Bundesblatt II, 1938, S. 1025.

38 Guy P. Marchal, »Das ›Schweizeralpenland‹: eine imagologische Bastelei«, in: Marchal/Mattioli, Erfundene Schweiz, wie Anm. 13, S. 37–49.

39 Zürcher, Unterbrochene Tradition, wie Anm. 2, S. 185.

40 Markus Zürcher, »Jacob Lorenz. Vom Sozialisten zum Korporationentheoretiker«, in: Mattioli, Intellektuelle, wie Anm. 4, S. 219–238; Eugen Böhler, Korporative Wirtschaft. Eine kritische Würdigung, Erlenbach-Zürich 1934, S. 92.